

Chicago

Von Gerald

Thomas Brenon bekam zum vierten Male in vier Wochen von seiner Frau zu hören, daß das Gehalt, das er bezog, zu gering war, um in dem kleinen Dreizimmerhaus bürgerlich und anspruchslos zu leben. Auch war Evelyn zwölf Jahr alt geworden. Sie kam nun in das Alter, in dem die Mütter schon beginnen auf das Äußere ihrer Töchter größeren Wert zu legen.

„Ich verstehe nicht, wie du für vierhundertfünfzig Dollars arbeiten kannst! Du läßt dich aussaugen! Glaubst du, daß der Chef nicht weiß, daß du das mehrfache wert bist? Wenn er dir wenigstens hundertfünfzig Dollars zulegen würde, dann könnten wir halbwegs auskommen! Ich verstehe dich nicht, daß du dich nicht schämst, in einem so unmodernen Anzug herumzulaufen. Er ist ja geradezu auffällig!“ Thomas Brenon erschrak, obwohl Mrs. Brenon noch nicht ausgesprochen hatte. Er blickte mißtrauisch auf seine Hosen, denen die Bügelfalten fehlten. Sein magerer Körper hing vorteilhaft in dem unansehnlichen Konfektionsanzug. Die Siebeneinhalbdollar-Schuh, im Ausverkauf erstanden, waren an den Seiten breitgelaufen. Seine unscheinbare graue Krawatte hob sich kaum von dem grauen Hemd ab. Er saß da, etwas abgearbeitet, verdrießlich, wie hunderttausend andere Bürger der Stadt Chicago. Man sah über ihn hinweg, bemerkte ihn gar nicht. In seinem Paß stand, wie in Millionen anderen Pässen: besondere Kennzeichen: keine!

„Da hat dir Tante Jenny eine wundervolle Krawatte zum Geburtstage geschenkt. Und noch nicht einmal hast du sie getragen! Tante Jenny ist sehr beleidigt. Es ist bestimmt ein Muster, das man nicht alle Tage sieht!“

„Deshalb eben trage ich sie nicht,“ murrte Thomas, „sie ist mir zu auffällig.“ Er schlurfte aus der Stube und entfernte sich ohne Gruß.

Es war nicht zu leugnen, Evelyn brauchte einen neuen Mantel. Sie war größer geworden, und der Mantel kostet nicht mehr fünfzehn, sondern achtundzwanzig Dollar. Wenn die Kinder größer werden, werden sie teurer. Das war eine alte Geschichte.

Thomas dachte an sein Zuhause, an seine Frau. Und ein langvermißtes zärtliches Gefühl stieg in seiner Brust empor. Er war ein guter braver Familienvater, der die Ruhe liebte und ein dickes Rumpfsteak mit gebratenen Zwiebeln. Fanny war eine ebenso gute Ehefrau. Es gab wenig Emotionen in dem Leben. Man hatte sich eben eingerichtet.

Eigentlich hatte man auch nichts zu klagen. Man hatte eine gute Position, war ziemlich unentbehrlich. Die Arbeit war nicht schwer, es gehörte ein heller Kopf dazu, diesen Posten auszufüllen. Und Thomas war nicht dumm, sonst hätte der Chef schon längst an einem Sonnabend gesagt: „Brauchst Montag nicht wiederzukommen, old boy, habe mich anderweit versehen!“ Aber Thomas wußte, daß der Chef zufrieden war. Eine Stellung wie die seine fand sich auch nicht alle Tage. Man mußte eben bescheiden sein!

Aber trotzdem werde ich den Alten bitten, mit hundertundfünfzig zuzulegen, dachte Thomas, und ein kleines Angstgefühl stieg in ihm hoch. Es war dumm sich zu fürchten. Immerhin hatte er mehrere schwierige Sachen in seinem Leben durchgemacht, so daß eine Frage an seinen Chef nicht mit einem Angstgefühl verquickt zu sein brauchte. Er wird mir zwar nicht hundertfünfzig geben, wußte Thomas, aber hundert wird er bestimmt zulegen. Und Thomas rechnete sich aus, daß er ja ein halbes Jahr nicht um Gehaltserhöhung nachgesucht hatte.

Er trat in den Kleiderladen, den Fanny ihm empfohlen hatte und fragte nach dem schottischgemusterten Mantel, den Fanny für Evelyn herausgesucht hatte. Mit schweren Herzen zahlte er achtundzwanzig Dollars — es war wirklich notwendig, daß er mehr verdiente, — und gab seine Adresse auf. Man solle ihm den Mantel zuschicken.

Auf der Straße traf er Billie. Billie war ganz neu eingekleidet. Er trug zu einem hellen Sommeranzug, eine hellrot leuchtende Krawatte und glänzte wie ein Scheinwerfer. Thomas bemerkte mit Mißbilligung diesen Aufwand von Auffälligkeit.